Gedichte von Paul Verlaine

Paul Verlaine

Gedichte von Paul Verlaine

Von **Stefan Zweig** erschienen:

Silberne Saiten. Gedichte. Schuster & Loeffler 1901. Mit Buchschmuck von Hugo Steiner. Mk. 2.—

Gedichte in Vers und Prosa von Charles Baudelaire, übertragen gemeinsam mit Camill Hoffmann. Hermann Seemann Nf. Leipzig 1902 Mk. 3.—

GEDICHTE

VON

PAUL VERLAINE

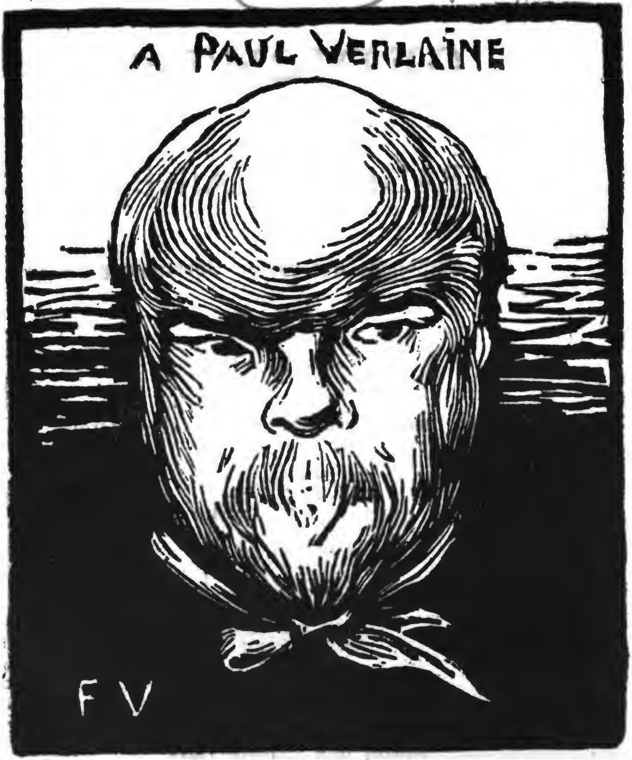
Eine Anthologie der besten Übertragungen

herausgegeben von

Stefan Zweig

Mit einem Porträt des Dichters von Felix Vallotton

Verlegt bei Schuster & Loeffler
Berlin und Leipzig 1902


A PAUL VERLAINE
F V

PAUL VERLAINE.

J'etais né pour plaire à toute âme un peu fière,
Sorte d'homme en rêve et capable du mieux,
Parfois tout sourire, parfois toute prière
Et toujours des cieux attendris dans les yeux .....

P. V.

Alle grosse Kunst bedeutet nicht Abzielen und Entfernen vom Leben, sondern ein Weiterschreiten von eigener Wirklichkeit zu neuen fremden und höheren Wirklichkeiten. Fast alle grossen Dichter geben uns in der farbigen, verschleierten und für viele auch verbergenden Hülle ihrer Schöpfungen auch die Machtformel, durch die sie das Schicksal beherrschen, die Weltanschauung, die aus Wirrnis Einheit, aus Feindseligkeit und Sonderbarkeit sich Gesetze und Notwendigkeiten prägt. So verändern sie uns leise und unmerklich jenes scharfgezeichnete Bild vom Leben, das unsere eigenen Erlebnisse

uns gefertigt haben, durch die zwingende Kraft ihrer Individualität; und je härter, kraftvoller, eigenartiger und gewaltsamer ein Dichter das Schicksal sich unterworfen hat, desto höher und verklärter hebt sich seine Persönlichkeit aus der gleichgültigen und minderwerten Erscheinungswelt des Vergänglichen und Unwichtigen. Manchmal aber ersteht ein Dichter der Schwäche und Kraftlosigkeit, der uns wertvoll wird, weil bei ihm sich alles individuelle Betrachten und Erfassen im Typischen verliert und uns seine Dichtung so die reinste und klarste Form des realen Lebens wird, wie es zu allen herantritt, bevor wir es formen. Der grösste von diesen ist wohl Paul Verlaine gewesen, ein Unbeständiger und Schwacher, der wie ein Kind durch die Welt gegangen ist, mit jener wahrhaften grossen und echt kindlichen Naivetät, welche Schopenhauer als einen der wichtigsten Charakterzüge des Genies anführt. Darum ist er auch einer von jenen gewesen, die viel gelitten haben und von Enttäuschung zu Enttäuschung gewandert sind. Wie eine Egge, die ihr hartes blinkendes Eisen in den aufquellenden, zermartert emporstöhnenden Schollengrund ein-

gräbt, so ist das Leben trotzig und rücksichtslos durch seine Seele dahingegangen, aber das Blut jener Wunden hat sich zu jenen wehmütigen und heimlich süssen Liedern krystallisiert, die der „pauvre Lelian“ von seinem Schicksal gesungen. Zu einer Weltanschauung ist er nie gelangt; ihn hat stets der Moment des Empfindens und der Duft des Augenblicks berauscht und darum konnte er die Stimmung stets in ihrer unverhülltesten Form offenbaren. Wie in einem Spiegel haben sich so in seiner Dichtung die wichtigsten Augenblicke seines Lebens eingefangen und kein Vorurteil, keine hervortretende energische Eigenart, die aus den Tiefen sich emporwühlt, verzittert und verwellt die scharfumrissene, reine Linie seiner Empfindungen. Man könnte ohne Mühe mit Zeilen seiner Gedichte jenes traurige Auf und Nieder von Rausch und Ernüchterung, Liebe und Cynismus, Bewusstheit und Ekstase erzählen, das uns das Leben Paul Verlaines bedeutet und kein Wort wäre verlogen oder falsch darin; er hat sich ja niemals besser machen wollen, als er war, eher im Gegenteil; wenn er sich in den hinreissenden Bussgedichten an Maria (ins-

besondere in „Un conte“) anklagt und selbst schildert, so demütigt er sich, weil er sich zu erklären sucht und nicht zu verteidigen. Und eben durch die grosse Offenherzigkeit, mit der er sein Herz enthüllte, sich als Mensch unter Menschen stellte und nicht als selbstherrlicher Dichter von der allgemeinen Moralsphäre distanzierte, dadurch hat er nicht nur die Psyche eines Individuums offenbart, sondern den Herzschlag einer Kultur, eines nationalen Typs und jener Generation, die den Namen der Dekadence für sich selbst gefunden hat. Und weil die Wurzeln seiner Dichtung so tief und voll, so sehnsüchtig und doch wieder so unbewusst hinabgreifen in das Allgemeinmenschliche und Unvergänglich-Primitive, darum werden auch stets ihre Wipfelkronen rauschen und schwanken über Tagesmeinung und Zeitlichkeit.

Es ist, als ob das Schicksal in dem so seltsam verflochtenen Leben des Paul Verlaine hätte seine ganze Wucht und Vielseitigkeit zeigen wollen, denn wie eine zornige, rücksichtslos spielende Faust hat es auf ihm gelastet seit jenem Tage (30. März 1844), da er zu Metz als Sohn eines Hauptmanns geboren war. Schon

seine Jugendtage sind von bezwingender, ereignisloser Traurigkeit und das Buch „Confessions“, in denen er sie in seiner schlichten und kindhaft anvertrauenden Weise erzählt, ist ergreifend wie ein Roman. Die ersten Jahre, die Verlaine als junger Mann in Paris erlebt, sind wohl noch die stillsten seines Lebens. Er war im „Hotel de ville“, dem Stadthause, als Schreiber angestellt, und ein ähnlicher Zufall, wie er Alphonse Daudet und Emile Zola in einer Buchhandlung als Gehilfen zusammenführte, gab ihm den ungefähr gleichaltrigen Francois Coppée zum Kollegen. Dichterisch hatte er sich schon früh bethätigt und nach zahlreichen Veröffentlichungen, insbesondere im „Parnasse contemporain“ debutierte er 1866 mit den „Poèmes saturniens“. Hier wurzelt er formell und auch inhaltlich innerhalb der strengen Regeln jener Kunst, die den Ausdruck der vollkommenen Schönheit in der kühlen objektiven Ruhe, der „impassibilité“ und der Marmorkälte einer ehernen, unnachgiebigen Form sucht. Aber so sehr Verlaine damals im Bann dieser Schule stand, hie und da flackert doch schon die Unruhe eines bewegten Tempera-

mentes in die abgezählte Feierlichkeit der Versmaasse. Die Melancholie, die ihn beherrschte, sickert überall durch und auch ihr Gegenspiel, jener selbstbelächelnde kokette Cynismus der späteren Jahre verrät sich in dem Cyklus „Caprices“. Und wie ein Abriss seiner innersten Gemütsstimmung ist dann jener nächste Band „Fêtes galantes“, dieser wundersame Reigen feingeschliffener Rokokobijous, die nur übermütigen Glanz und unruhigen Flimmer zu versprühen scheinen; aber wie über den lächelnden Maskenspielen des ancien régime der düstere Schatten der furchtbaren Ereignisse drohte, so zittert auch hier schon jener heimliche sentimentale Unterklang in die prickelnden Melodieen mit, der sich manchmal noch in einen unruhigen gezwungenen Cynismus flüchtet, um aber dann schliesslich (in dem letzten Gedichte Colloque sentimental) unaufhaltsam hervorzubrechen, wie ein Schluchzen aus tiefster Seele.

Auch über Verlaines Leben senkten sich damals Schatten herab. Er begann zu trinken. Die bleierne Öde und Langeweile eines Menschen, der sich in der Kultur und in der Welt nicht zurechtfinden konnte, die innere Haltlosigkeit

und jener unersättliche Durst nach neuen Sensationen, der Baudelaire zum Haschisch geführt hatte, liessen ihn das „Vergessen in den Kneipen suchen“, wo er seine Unrast mit Absinth ertränkte. Und unabwendbar nahte der innere Verfall seiner Persönlichkeit.

Für kurze Zeit schien alles noch gut werden zu wollen. Unvergänglich haben sich jene hellen sonnigen Tage stillen Friedens, die er mit Mathilde Manté, seiner späteren Gemahlin, verlebte, in dem sanften Buche „La bonne chanson“ durch Gedichte verewigt. Dann kam die Episode der Belagerung, da Verlaine endlich seine republikanischen und patriotischen Gesinnungen bethätigen konnte, die ihm dann später ein kurzes Exil einbrachten. Aber bald durfte er wieder zurück zur Heimat und es schien, als sollte wirklich Friede und Ruhe in sein Leben kommen.

Da trat eine seltsame Gestalt in seinen Weg, der siebzehnjährige Arthur Rimbaud, der damals trotz seiner Jugend sich berühmt gemacht hatte. Das leichtfertige Wort Victor Hugos „Shakespeare enfant“ machte rasch die Runde, dazu das berüchtigte Sonett „Voyelles“, das die intimen und vagen Zusammenhänge zwischen den

disparaten Sinnesempfindungen an den Vokalen definierte, sowie das grandios-phantastische Gedicht „Le bateau ivre". Auch Verlaine begeisterte sich sehr für ihn, nicht aber zu mindest für seine Persönlichkeit, die alle schlummernden perversen Triebe in ihm wachrief. Und diese Leidenschaft siegte so über den Willenlosen, dass er um Rimbauds willen seine Gattin und seinen Sohn Georges verliess und mit ihm lebte „wie Mann und Frau". Sie zogen auf den Landstrassen herum, ohne dass man in Paris von ihrem Aufenthalte wusste und erst die Landschaftsbilder aus England und Belgien in den „Romances sans paroles" (1873) geben vereinzelte Lichtpunkte über jene Zeit. Und tragisch endete jene Episode; Rimbaud wollte das Verhältnis lösen und bei dem sich entspinnenden Streite schoss Verlaine zweimal mit dem Revolver auf seinen Freund, was ihm zwei Jahre Gefängnis eintrug. Rimbaud wanderte weiter; Gedichte schrieb er nicht mehr, ohne sein Wissen erschienen seine Werke und erst kurz vor seinem Tode erfuhr man, dass er nach langen Jahren bei König Menelik in Abessynien Ratgeber und Freund geworden war.

Die zwei Jahre Gefängnis, die Verlaine in Mons verlebte, zählen zu den bedeutungsvollsten seines Lebens. In der Stille der einsamen Zelle fand der Ruhelose seinen Frieden mit Gott, er wurde wieder gläubig, wie in seinen frühesten Kindertagen, und dieselbe Inbrunst, die er an jedes Beginnen verschwendet hatte, weihte er nun dem Dienste Marias. Seine innigsten und wundervollsten Gedichte sind damals entstanden und ihre Vereinigung bietet jenes Buch der Weisheit und Liebe „Sagesse", wohl das schönste Buch religiöser Erhebung, das sich als einsamer Spätling in ein Jahrhundert der Freidenker und Atheisten verirrt hat. Hier hat er das schlichte Lied des Gaspard Hauser gestammelt, der auch so verloren und verwirrt im Leben stand, und das stille Gedicht „Le ciel est par-dessus le toit", das seine verwüstete Jugend beklagt, aber es sind auch harte, laute und überquellende Töne der Busse und des Schmerzes in diesen Liedern, die hallen wie Orgeldröhnen und Posaunenklang. Wie der schmerzliche und doch lusterfüllte Schrei eines Flaggellanten, der zu Gottes Ehre den eigenen Leib zerschlägt, schluchzt das Gedicht „Mon dieu vous m'avez

blessé d'amour" und jener wundervolle Sonettcyklus „Zu Gott", den Richard Dehmel wahrhaft kongenial übertragen hat, glüht und überströmt von ekstatischer Inbrunst und farbiger Bildpracht.

Von der überragenden Höhe dieses Buches aus gesehen, ist Verlaines weiteres Schaffen nur mehr Niedergang und Abstieg. Von seinem nächsten Gedichtbuche „Jadis et Naguère" ist besonders jenes eine Gedicht Ars poétique (übertragen von Otto Hauser) berühmt geworden, weil es angeblich die versificierte Formel für die Bestrebungen der Verslibrististen und Dekadenten darstellte. Diese Anschauung drängt hin zu der Frage, inwieweit Verlaine Revolutionär in der französischen Dichtung gewesen ist, oder genauer, inwieweit er bewusster Tafelzerbrecher und Initiator war. Die Distanz, die seine späten Verse von der kühlen Erhabenheit der Parnassiens abtrennte, ist unverkennbar; aber am Wege, den er gegangen, hat ihn nicht die vage Vorstellung einer neuzuprägenden Theorie, sondern der Instinkt der Verfeinerung, die zusammenhangslose und reinintuitive Weise seines Schauens geleitet. Von Baudelaire entfernt er sich nicht

weiter, als Baudelaire selbst von Hugo; äusserlich bedeutet diese ihre Nuance wenig, innerlich entwächst sie beinahe zum Gegensatz. (Vergl. meine Vorrede zu Baudelaire.) In jener Verfeinerung, koketten Vernachlässigung und rhythmischen Vertonungen der Verse entwickelt sich mehr und mehr die natürliche Gedankenstrebung, die seit Boileau in Reimgesetze gekettet ist; hier offenbart sich jene grosse Wendung der französischen Lyrik von der kalten unnahbaren Plastik, vom Architektonischen und Präzisen zur Musik des Verses, zu den gleitenden und verlockenden Intimitäten des Rhythmus, zu jenem innersten Wesen aller lyrischen Dichtung, zur Stimmung, die wie ein sanfter und flüchtiger Hauch über den freibeflügelten Zeilen zittert und sie nicht bedrückt und beängstigt, wie ein pointierender Gedanke. Verlaine, der Dichter, dessen Vorfahren Deutsche gewesen, hat nicht viel mehr für Frankreich gefunden als das deutsche „Lied“, das den Franzosen noch heute so unfassbar und unbegreiflich ist, dass sie sich kein Eigenwort dafür gefunden und es hilflos in Anführungszeichen im Texte stehen lassen, der sich befremdet und beirrt von ihm abhebt.

Und eine solche Errungenschaft wird immer von einer Persönlichkeit und nie von einer Theorie geschaffen; Verlaine war auch nie Theoretiker und jenes so programmartige Gedicht ist nichts anderes, als einer seiner vielen unerschütterlichen Versuche, sich selbst zu erklären und offenbaren. Und was seine primitiv-sinnliche Anschauung naiv erfasste: das Nebeneinander und das Beziehungsvolle der divergenten Sinnessphären, die geheimen Unterbindungen, die als vage und nur traumdeutliche Brücken von einem Stimmungselement zu andern leiten, — das ist dann seinen Nachfolgern gesteigertestes Raffinement und erlösende Formel einer degenerierten Dichtergeneration geworden. Verlaine selbst hat sich auch in den letzten Jahren nicht ganz in die vers libre-Strömung mitreissen lassen, er hat immer gereimt, später allerdings auch in Assonanzen, dies aber nur in jener Periode gänzlichen geistigen Niedergangs, da ihm seine Kunst nicht mehr war als Spielobjekt und er zu einem Gedichte die cynische Anmerkung setzte

„Ca rime mal
mais m'est egal"

damit also am deutlichsten zeigte, wie wenig

innerlich bei ihm das Interesse für diese Parteizänkereien war.

Überhaupt fügt sich der offizielle Ruhm und die schliesslich erlangte Würde eines „Königs der Lyriker“ (1894) schlecht in sein späteres Leben ein. Dichterisch hat er nach „Amour“, Parallelement“ soviel wie gar nichts mehr gegeben. Jene seltsame „Tannhäuserstimmung“ — wie Edmond de Pilon fein charakterisierte — die bald der Innigkeit des Mariendienstes sich weiht, bald wieder zum Venusberge strebt, wächst zu einer eigentümlich gesteigerten Zwiespältigkeit. Bald ist er der kühnste, cynischeste und sinnlichste Troubadour des Alcovens, der seine Geliebten in den gewagtesten Stellungen bedichtet, um dann gleichzeitig in seinem anderen Gedichtbuche nicht nur die religiöse Erhebung, sondern ganz speziell die farbenerglühende Mystik des streng katholischen Ritus zu verherrlichen. Schliesslich flaut die religiöse Stimmung gänzlich ab; er macht nur mehr unwertige Gelegenheitsverse an Freunde, gewagte Künsteleien; das kindlich Spielende überwuchert alles künstlerische Empfinden, das überdies von der jäherwachenden Eitelkeit des mit

einem Schlage berühmt gewordenen Dichters unterwühlt ist.

Über seine letzten Lebensjahre ist wenig zu sagen. War er nicht wie gewöhnlich krank und im Hospital, so taumelte er in seinem ununterbrochenen Absinthrausche von einem Lokal ins andere, manchmal auch aus Versehen in eine Kirche. Anatole France, der ihm auch im Romane „Lys rouge“ ein Denkmal gesetzt hat, schildert in einer Novelle „Gestas“ diesen armen Verirrten, der so verächtlich ist und den doch keiner verachten kann. Auch seine Gestalt wurde immer mehr zur Caricatur: kein Haar stand mehr auf dem kahlen eckigen Schädel, welchem man später alle typischen Degenerationsmerkmale nachgewiesen hat, der struppige Bart wurde weiss und verwirrt; wie ein Irrer sah er aus wenn er abends nach Hause wankte in seiner endlosen Trunkenheit und Traurigkeit, der seiner Stimmung laut und ungezwungen Ausdruck gab. Damals hat man dann den Dichter, dem man unter allen französischen Poeten nicht so recht einen Ahnen finden konnte, durch den Vergleich mit dem Balladendichter, Strassenräuber und Mörder

Francois Villon zu charakterisieren, zu ehren und herabzusetzen gesucht.

Im Hospital ist er auch schliesslich am 8. Januar 1896 in Paris gestorben. Weder Frau noch Kind begleiteten den Toten zum Grabe; nur litterarische Freunde aus Jugendzeit und Alter sprachen die letzten Worte und manche versteckte Parteigehässigkeit klang noch über dem offenen Grab des Dichters, den alle zu sich rechneten, weil er zu keinen gehörte, sondern immer nur schlicht und unwissend wie ein verlorenes Kind mit seiner Kunst durchs Leben gegangen war.

* * *

Verlaine ist schon lange in Deutschland kein Fremder mehr. Man hat ihn hier vielleicht rascher und leichter begriffen, als in Frankreich, weil seine Kunst mehr germanische Liedkunst war als französische und wir, in deren Litteratur Platen trotz aller Anerkennung nur eine Episode geblieben ist, in Verlaine nicht den Antiparnassien, sondern den Dichter sahen. Dem entsprechend ist auch die Zahl seiner Übersetzer. Von Übertragungen in Buchform liegen neben einer

ganz unwertigen von Hans Kirchner, drei vor, die von Otto Hauser, Paul Wiegler und Emil Singer. Nachdichtungen einzelner Gedichte sind von unsern Besten versucht worden und ich möchte im Folgenden eine Liste der mir bekannten Verlaineübersetzer zur annähernden Veranschaulichung geben, wie nahe Verlaine unserer Dichtung geworden ist. Ich nenne, ohne Vollständigkeit in Anspruch nehmen zu können, ausser den Mitarbeitern dieser Anthologie Robert F. Arnold, Hans Bethge, Max Bruns, Carl Bulcke, Stefan George, Martin Hahn, Ernst Hardt, Laurenz Kiesgen, Elisabeth Landmann, Carl von Levetzow, Mendelssohn-Bartholdy, Max Messer, Alfred Neumann, A. Rademacher, F. Steinitz, Paul Werthheimer.

Aus dieser Fülle, die nahezu ein Drittel sämtlicher Gedichte Paul Verlaines umfasst, habe ich mich bemüht, in dieser Anthologie nicht nur das Beste, sondern auch das Charakteristische auszusuchen. Leider waren der Zahl, ebenso wie der Vorrede, durch den Raum enge Schranken gesetzt, dass manches Wertvolle (z. B. das von Karl Klammer ausgezeichnet übertragene Gedicht „Der Tod Königs

Philipp" wegen seines Umfanges) wegbleiben musste, auch schloss das Prinzip der getreuen Anpassung an die Form ein oder das andere Gedicht aus, doch hoffe ich das Gegebene für ausreichend zu verständnisvoller Annäherung an den Dichter.

So erübrigt mir nur, ausser den Mitarbeitern, denjenigen Dank zu sagen, denen ich ihn besonders schulde und zwar den Herren Richard Dehmel und Franz Evers für Rat und thätige Unterstützung, den Verfassern der Verlaine-übertragungen Otto Hauser und Paul Wiegler für ihr uneigennütziges Entgegenkommen, sowie schliesslich Dr. E. von Sallwürk für freundlichen Hinweis.

z. Zeit Berlin, Sommer 1902.

Stefan Zweig.

Bibliographie.

Gedichte: Poèmes Saturniens. — La bonne chanson. — Fêtes galantes. — Romances sans paroles. — Sagesse. — Jadis et Naguère. — Amour. — Bonheur. — Parallèlement. — Chansons pour Elle. — Liturgies intimes. — Odes en son honneur. — Elègies. — Dans les limbes. — Dedicaces. — Invectives. — Chair. —

Prosa: Les poètes maudits. — Louise Leclercq. — Memoires d'un veuf. — Mes hôpitaux. — Mes prisons. — 15 jours en Hollande. — Confessions.

Theater: Les uns et les autres, comédie.

Zeichnungen vergl. F. Regamey: Verlaine dessinateur.

Im Zeichen Saturns.

Die Weisen alter Zeit, die hoch für uns von Wert,
die glaubten, und der Punkt ist noch nicht aufgeklärt,
am Himmel seien Glück und Ungemach zu lesen
und dass an einen Stern gebunden jedes Wesen.
(Man hat voll Spott verlacht und hat es nicht bedacht,
dass Lachen selber oft schon lächerlich gemacht,
die alte Deutung jener tiefgeheimen Dinge.)
Und die geboren unterm Bann der fahlen Ringe
Saturns, der allen Sternedeutern wert,
empfingen, wie man es in alten Büchern lehrt,
noch stets ein gut Teil Unglück und ein gut Teil Galle.
Und ruhelose Phantasie erfüllt sie alle,
dass Keines Streben voll Vernunft das Rechte trifft.
Durch ihre Adern fliesst das Blut dünn wie ein Gift,
wie Lava brennend, röchelnd, sehrend und verzehrend
ihr traurig Ideal und alle Kraft zerstörend.
So leiden sie, die von Saturn gezeichnet sind
und sterben — angenommen, dass wir sterblich sind —,
so webt den Faden ihres engen Lebensnetzes
der böse Einfluss eines düsteren Gesetzes.

Nevermore.

Warum, Erinnerung, warum erstehst du wieder? —
Die herbstlichmüde Luft durchklangen Drossellieder,
die Sonne strahlte matt auf gelbe Bäume nieder
und dürr und herbstentlaubt war Weide schon und Flieder.

Wir schritten träumerisch, ganz einsam durch den Hag,
und unser Denken flog wie jener Drosselschlag
dahin im Wehn der Luft. Da wandte sie sich zag
und sah mich an und frug: „Was war dein schönster Tag?"

Wie süss, wie engelhaft die Stimme klang, wie golden!
Ein stilles Lächeln gab die Antwort drauf der Holden
und leise küsst' ich sie auf ihre weisse Hand.

O jener erste Duft im Lenz, im Veilchengrunde!
O jener Wunderlaut, der alles Glückes Pfand,
der Klang des ersten „Ja!" von dem geliebten Munde!

Drei Jahre später.

Die enge Pforte hab ich aufgemacht.
Sie knarrte müde, und im alten Garten
stand ich. Wie zitterten die zarten
Aurikeln feucht in Morgenfunkelpracht.

So ganz wie damals. Alles seh ich wieder.
Wild um die Laube ranken sich die Reben,
im Silberspiegel der Fontaine beben
die Pappelzweige wie verschämte Lieder.

Die Rosen frösteln, und im Frühwind schwanken
der Lilien stumme schmerzliche Gedanken.
Bekannt muss mir ja jede Lerche sein!

Fand ich doch selbst noch aufrecht die Velleda,
umhaucht vom schweren Atem der Reseda,
in der Allee. Schon bröckelt sich der Stein . . .

Müde.

O leise, leise, leise! Ich erliege!
Geliebte, hemm dein fiebrisches Entzücken.
Sacht! mag uns auch die höchste Lust beglücken,
als ob sich eine Schwester an mich schmiege.

Sei ruhig, regle deine Atemzüge
und blick mich an mit deinen stillsten Blicken.
Denn schöner als das tiefste Glutverstricken
ist so ein langer Kuss, ob er auch lüge.

Du sagst zwar, Kind, in deinem Goldherz drin
singe die Liebe ihre wilden Lieder.
Ach, lass sie singen, diese Bettlerin!

Leg Stirn an Stirn und deine Hand in meine
und schwör mir Eide (brich sie morgen wieder),
und lass uns weinen, meine liebe Kleine.

Böser Traum.

In meinem Traume sah ich ihn,
in seinen Händen stark und kühn
Schwert und Dolch, vorüberziehn,
wie über die Haide das Ungewitter,
den Ritter

der deutschen Balladen,
der auf Thal- und Waldespfaden,
an Fluss- und Meergestaden,
vorbei an Land und Stadt und Schloss
sein Ross,

schwarz und rot wie in Flammen getränkt,
mit Zaum und Zügel nie behängt,
ohne Zuruf, Gebiss und Peitsche lenkt,
mit dumpfem Röcheln von Ort zu Ort,
immerfort, immerfort.

Ein Filzhut mit langer Feder schützt
sein dunkles Auge, das tiefgeschlitzt
glüht und wieder erlischt. So blitzt
und verglüht im Nebel bei Feuers Strahl
funkelnder Stahl.

Als ob eines Meeradlers Flügel sich hüben,
den plötzlich der Sturm in die Lüfte getrieben,
empor, wo wild die Schneeflocken stieben,
so in das Stürmen flattert
sein Mantel und knattert

und lässt mit stolzem Bauschen blicken
einen schwarzen und elfenbeinblanken Rücken,
und durch den dicken
Schatten leuchten in gellem Schrein
zwei Zähnereihn.

Sonnenuntergang.

Ein Nebel verschleiert
die Felder und winkt,
voll Wehmut feiert
die Sonne und sinkt.
Voll Wehmut feiert
mein Herz mit und klingt
vergessenumschleiert,
nun die Sonne sinkt.

Von seltsamen Träumen,
wie Sonnen glühn
in den himmlischen Räumen,
flammend und kühn,
siehst du noch schäumen
die Lüfte und sprühn,
wie Sonnen verglühn
in den himmlischen Räumen.

Wunderabends Dämmerung.

Erinnerung mit der Dämmerung im Bunde
erglüht und bebt am Himmel in den Flammen
der Hoffnung, ach, die fern im Hintergrunde
gleich einer Wand steht, einer wundersamen,
wo Blumen blühen, duftend bunte,
und Dahlien, Lilien, Tulpen und Cyklamen
ein Gitter müd umschwanken; in der Runde
ziehn mit berauschend krankem Hauch zusammen
die Düfte, schwer und schwül, die mir benahmen
gleich Gift den Sinn, dass Hirn und Herz erlahmen
von Dahlien, Lilien, Tulpen und Cyklamen,
bis dann zu einer Ohnmacht schmilzt im Grunde
Erinnerung mit der Dämmerung im Bunde . . .

Einsamer Gang.

Die Sonne sandte ihre letzten Strahlen,
die Wasserrosen wiegt der Wind, die fahlen;
die grossen Wasserrosen schaun im Rohr
trüb aus der dunklen stillen Flut empor.
Ich irrte ganz allein mit meinen Leiden
entlang dem Weiher, durch die Uferweiden,
wo milchweiss sich der flüchtige Nebel ballt
zu geisterhafter riesiger Gestalt,
und weint und klagt, wie Regenpfeifer klagen,
die laut sich rufen und die Flügel schlagen
im dichten Weidenstand, wo mit dem Leid
ich so allein; sacht nimmt die Dunkelheit
die letzten roten Abendsonnenstrahlen
in ihre weichen Wogen, ihre fahlen,
und dann der Wasserrosen milde Glut,
die grossen Wasserrosen auf der stillen Flut.

Herbstlied.

In Seufzerlauten
schluchzen die Lauten
des Herbstes her,
verwunden mein Herz
mit dumpfem Schmerz
eintönig, schwer.

So fahl drückt die Runde,
als ob meine Stunde
schlagen will;
ich denke zurück
an verlorenes Glück
und weine still.

Und ich irre blind
im wilden Wind ...
er treibt mich matt
hin und her
wie im Sturmesmeer
ein welkes Blatt.

Schäferstunde.

Der Mond ist rot, von trüben Dünsten schwer,
in Nebelwogen rings die Wiesen rauchen,
aus grüner Binsen Schlaf die Frösche tauchen,
ihr Ruf zerreisst das graue Schleiermeer.

Die Rosen schliessen sich mit weissen Blättern;
Die Pappeln ragen fern und ungewiss
gespenstisch starr in schwarzem Schattenriss,
durch das Gebüsch Johanniswürmchen klettern;

Die Eulen taumeln auf und rudern sacht
durch Finsternisse hin mit trägen Schwingen,
ein taubes Licht will sich der Luft entringen:
Da blitzt der Abendstern — das ist die Nacht.

Die Nachtigall.

Wie der Vogel vor Schrecken im Fluge schreit,
so raschelt mein Einst, mein vergangenes Leid
hernieder auf mich durch die welkenden Blätter
meines herbstenden Herzens. Gebeugt vom Wetter
der Leidenschaften spiegelt im Bach
meiner Klagen der Baum sein rötliches Dach,
im Bache, der murmelnd mein Gestern beweint,
im Bache, den keine Sonne bescheint . . .
Allmählich legt sich das Rauschen da drinnen,
wenn die Wellen ein kühlendes Nebeln spinnen:
das Rascheln verstummt von Ast zu Ast,
bald hör ich bebender Lauscher fast
nichts mehr — nur ein schluchzendes Schmachten preist
die ewig Verlorene, die mich verwaist,
den mein Glück zu seinem Sänger erkor,
der Vogel, an den ich die Jugend verlor,
und sein süsser schmetternder Liebesschlag
klingt so sehnend wie einst, wie am ersten Tag . . .
Der Mond geht ernst und trauerbleich
durch die Nacht, die so sommerschwül, so reich
an Julischwermut. Dunkles Schweigen
hör ich hoch herab von den Sternen steigen.
Und im streichelnden Winde fröstelt ein Baum,
und oben schluchzt ein Vogel im Traum . . .

Frau und Katze.

Sie scherzte mit ihrem Kätzchen.
Wunderlich waren zu schauen
beim Spiele Händchen und Tätzchen,
weissleuchtend im Abendgrauen.

Grausam verbarg mein Schätzchen
die Nägel, schneidende Klauen,
unter dem wollenen blauen
Fäustling und trieb seine Mätzchen.

Auch die Katze gab nun die Devote
und zog in die sammtene Pfote
die spitzigen Krallen ein.

Half ihrs? Mein Liebchen lachte.
Und das Dämmern im Zimmer entfachte
vier Augen zum Phosphorschein.

Das Lied der Naiven.

Die Stirne so glatt und die Augen so blau:
so sind wir Naiven. Wer kennt uns genau?
Wir leben in den Romanen
und haben sehr keusche Ahnen.

Wir wandern verschränkt und kein Tag ist so rein
als unsre Gedanken und Träumerein.
Wir lachen und plauschen und singen,
wenn wir durch die Wiesen springen.

Vom Tagesgraun bis zum Abendrot
jagen wir flatternde Falter tot.
Und riesige Schäferhüte
bewahren dem Teint die Blüte.

Unsre Kleidchen sind leicht und weiss wie Schnee.
Wohl winken die Kavaliere uns „He!"
und bitten und betteln und flüstern
und wispern und zwinkern so lüstern.

Umsonst ist all ihr heisses Bemühn,
und vor Ärger werden sie gelb und grün.
Die Fältchen unserer Kleider
hänseln und necken die Neider.

Wir spotten in unserer Tugend laut,
wenn ein Unwiderstehlicher wandelt und schaut,
und senken die Lider zur Erde,
kommt einer gar prunkend zu Pferde.

Doch freilich schlägt uns das Herzchen oft
heiss unter der Kutte und unverhofft
kribbeln und krabbeln Gelüste:
und es ist uns, als ob man uns küsste.

Initium.

Die Geigen lachten und die Flöten sangen,
da sah ich sie im Tanz dahingetragen
mit ihren blonden Haaren, die ums Ohr sich schlangen,
das wie ein Kuss umschwebte mein Verlangen
zu dem es flüstern wollte, ohne es zu wagen.

Sie schwand . . . und der Mazurka träge Länge
trug sie gleich einem Vers in müdem Rhythmus hin
— o strahlend Bild, o Reim voll holder Klänge —
und ihre Kinderseele sah ich in
den sinnlich offnen grünen Augen glühn.

Seitdem blickt regungslos nun meine Seele
bewundernd ihre reiche Schönheit an,
in die Erinnerung wie eines Tempels Säle
tritt meine Liebe ein voll Furcht und Wahn.
Und Leidenschaft fühl ich mir leise nahn.

Serenade.

Als ob ein Toter im Grabe müd und wund
nach Leben riefe,
sucht mein Lied sich zu dir mit klagendem Mund
aus dunkler Tiefe.

Lass lauschen dein Ohr, deine Seele dem Klang
meiner Zither:
für dich, für dich nur gilt mein Gesang . . .
so süss, so bitter.

Ich singe von goldlichter Augen Pracht
voll süssem Frohlocken,
von selig vergessendem Traum in der Nacht
schwarz wallender Locken.

Als ob ein Toter im Grabe müd und wund
nach Leben riefe,
sucht mein Lied sich zu dir mit klagendem Mund
aus dunkler Tiefe.

Und ich sing von der wonnigen Wundergestalt
deiner Glieder,
in schlaflosen Nächten voll Sehnsucht umwallt
ihr Duft mich wieder.

Und ich denke der Glut deiner Küsse dazu,
mich entseelend,
und der Lust, mit der du mich quältest, o du . . .
mein Engel, mein Elend!

Lass lauschen dein Ohr, deine Seele dem Klang
meiner Zither:
für dich, für dich nur war, was ich sang . . .
so süss, so bitter!

Nevermore.

Komm, armes Herz, mein Freund in Lust und Leiden,
bau deinen Siegesbogen, wie er war!
streu ranzigen Weihrauch auf den Trugaltar!
den Abgrund lass mit Blumen sich bekleiden!
Komm, armes Herz, mein Freund in Lust und Leiden!

Verjüngter Kantor, singe fromme Lieder!
verstimmte Orgel, stimme Hymnen an!
Schmink deine Runzeln, alter Sakristan,
mit Decken schmücke, graue Wand, dich wieder!
Verjüngter Kantor, singe fromme Lieder!

Und läutet, all ihr Schellen, Glöckchen, Glocken,
das Unerhoffte ist mir nun geglückt:
in meine Arme hielt ich es gedrückt,
das Glück, das jeden Menschen flieht erschrocken.
Nun läutet, all ihr Schellen, Glöckchen, Glocken!

Das Glück ist nachts zur Seite mir gegangen;
doch das Verhängnis übte seine Macht,
der Wurm nagt in der Frucht, ich bin erwacht,
und an der Liebe nagt Gewissensbangen.
Das Glück ist nachts zur Seite mir gegangen.

Mondschein.

Ich nenne deine Seele einen Park,
in welchem bunte Masken fröhlich scherzen;
doch heimlich zehrt's an ihrem Lebensmark,
trotz Tanz und Lieder kranken ihre Herzen.

Sie spielen wohl zum Tanz ein lustig Stück,
besingen wohl die Liebe immer wieder,
allein sie glauben selbst nicht an ihr Glück
im Mondenschein verklingen ihre Lieder,

im bleichen Mondenschein, in dessen Bann
auf ihren Zweigen hoch die Vögel träumen,
von dem geküsst des Springbronns Fluten dann
wie schluchzend in das Marmorbecken schäumen.

Im Grünen.

„Der Abbé schwärmt." — „Und dir, Marquis
Sitzt die Perücke sehr so so." —
„Der Cyperwein glüht köstlich, wie?" —
„Dein Nacken süsser, Camargo!"

„Mein Täubchen." — Do, mi, sol, la, si! —
— „Abbé, du zeigst dein Wolfsgesicht!" —
„Und wär's mein Tod, Mesdames für Sie
Stehl einem Stern ich heut sein Licht." —

„Dein Hätschelhündchen möcht ich sein!" —
„Kommt, all ihr Liebchen! Seid geküsst
Der Reihe nach!" — „Ihr Herren, nein!" —
— „Do, mi, sol!" — „Schau der Mond! Gegrüsst!"

Die Allee.

Buntgeschminkt wie zu der Zeit der Schäferfeste
unter all den grossen Schleifen zart und schlank
promeniert sie unter schattendem Geäste
die Allee hinab, die alten Bänke entlang.
Trippelt mit kurzem Schritt, mit viel Ziererei
wiegt das toupierte Köpfchen wie ein Papagei.
Blau ihr Schleppkleid raschelt, und ihre schlanke Hand
wirft mit zierem Bogen den Fächer, und sie lächelt
verträumt des krausen Bildwerks, das er spannt,
all der galanten Abenteuer, und sie fächelt. —
Lichtblond, ein keckes Näschen, der rote Mund ein Versteckchen
reizender Anmut und holder Grazie, und um
seine Winkel ein leiser Hochmut, ein Schönheitsfleckchen
hebt den Glanz des Blickes, der ein wenig dumm. —

Auf der Promenade.

Der blasse Himmel und die schlanken Äste
überschimmern mit ihrem zarten Schein
das buntfröhliche Durcheinander unsrer Reihn,
und unsre helle Kleidung knittert und flattert im Weste.

Ein leiser Lufthauch kräuselt den glatten
Spiegel des blanken Weihers, und das Sonnenlicht
dringt durch die gestutzten Lindenreihen und bricht
und kürzt der niedren Stämme blaue Schatten.

Zärtlicher Sinn und leichtentbrannte Herzen,
flüsternd einen bald gebrochnen Schwur,
so plaudern und kokettieren wir die Schnur
der langen Allee hin unter verliebten Scherzen.

Ab und zu, von einem der zarten Händchen,
wird auch wohl ein gelinder Klapps appliziert,
den man nachher reuesamst quittiert
mit einem ergebensten Kuss auf das äusserste Endchen

des kleinen Fingers. Ging man etwas weiter
und war etwa zu stürmisch das Delikt,
die Gnädige wohl etwas befremdet und kälter blickt,
aber um den schönen Mund bleibt's heiter.

Die Unverdorbenen.

Die Stieflein kämpften mit den langen Röcken viel,
so dass bei jedem Windstoss sich die zarten
Schmalfüsschen — ach zu selten nur! — uns offenbarten,
und wir, wir liebten dieses trügerische Spiel.

Und manchmal quälte sie der Mücken Übermut,
die eingeschlichen durch des Halstuchs feine Ritzen;
da gab's von weissen Frauennacken blankes Blitzen. —
Selige Schauer flackerten durch unser Blut.

So sank die Nacht, von deutungsreichem Spiel belebt:
Die Schönen, die verträumt an unsern Armen hingen
raunten vertraulich von so seltsam süssen Dingen,
dass seit dem Tage unsre Seele staunend bebt.

Aufzug.

Ein Affe springt in Goldbrokat
um sie herum nach Affenweise,
und ihre Hand zerknittert leise
des Spitzentuches reichen Staat.

Indes ein roter Negerknabe
die schwere Schleppe lüstern hebt;
wie er bei jeder Falte bebt,
dass sie geheim sein Auge labe!

Der Affe schielt begehrlich dreist
auf seiner Herrin weisse Büste,
den reichen Schatz, der alle Lüste
des nackten Götterleibs verheisst.

Der Negerjunge hebt zuweilen,
der Schlaukopf, mehr als nötig thut,
die Säume, drauf sein Auge ruht,
sein nächtlich Fieber ihm zu heilen.

Sie aber geht in stolzem Traum
hinab die Stufen — und die Tröpfe,
die frech ihr dienenden Geschöpfe
beachtet sie im Schreiten kaum.

Die Muscheln.

Es war mit Muscheln ausgelegt
die Liebesgrotte, drin wir ruhten,
Und jede hat mich tief bewegt.

Der einen Wände purpurn bluten
wie unsrer Seelen trunknes Loh'n,
wenn dich verzehren meine Gluten;

Die hat den blässlich matten Ton
wie dein Gesicht, wenn du bezwungen
dich scheust vor meiner Augen Hohn.

Die dort ist artig und verschlungen
so wie dein Ohr, und die, versteckt,
ist wie dein Nacken, kurz, gedrungen.

Doch eine hat mich süss erschreckt.

Cythere.

Ein Gartenhäuschen, lichtumflossen
hält uns zu süsser Lust umschlossen
in rosenhauchdurchwürzter Luft.

Der Wohlgeruch, der lieblich linde,
verschwimmt im leichten Sommerwinde
mit ihres Puders feinem Duft.

Und was ihr Blick verheissen, gilt!
ihr Busen wirbt, die Lippen sprühen
und lassen fiebrisch mich erglühen.

Doch da die Liebe alles stillt,
nur nicht den Hunger, muss inzwischen
Sorbet und Naschwerk uns erfrischen.

Die Sorglosen.

Bah! ob ein neidisch Glück uns plagt,
jetzt lasst uns sterben! wollt ihr? sagt!
— der Vorschlag scheint mir ziemlich selten.

— Das Seltene ist gut. Doch Hohn!
ein Tod wie im Dekameron?
— wie wunderlich sind Liebeshelden!

— Ich weiss nicht! meint ihr? wunderlich?
Doch lieb ich ernsthaft — sicherlich!
Gut! wollt ihr? sterben wir zusammen!

— Mein Herr, ihr scherzet besser noch
als ihr mich liebt! beteuert doch!
doch schweigen wir, das geht zusammen.

Und bald in Abenddunkelheit
schwiegen die beiden dann zu zweit —
Des Parkes Götter können's melden —

vergingen sich unsäglich weit
vergessen waren Tod und Leid...
Wie wunderlich sind Liebeshelden!

Der umgestürzte Amor.

Es hat der Wind gestürzt den kleinen Liebesgott,
der gestern Abend noch im tiefsten Gartengrund
gespannt in Händen hielt des Bogens niedlich Rund
und jüngst uns lächelnd sah mit überlegnem Spott!

Der Wind hat ihn gestürzt. In trocknem Marmorstaube
verweht der weisse Leib, vom Morgenhauch getragen.
Der Sockel starrt. Nur schwer lässt sich der Name sagen
des Künstlers, überdeckt von schattendunklem Laube.

Der leere Sockel starrt in seinem toten Schmerz,
so traurig und verwaist, und im geheimen stiehlt,
indes der Augenblick mich träumerisch umspielt,
sich zag ein Vorgefühl in mein verlassnes Herz.

Wie traurig! Und selbst dich, mein loses Kind, durchzittert
des Bildes stummes Leid, wenn auch dein Blick sich wendet
zum Schmetterlinge, der dich purpurgolden blendet
und keck sich wiegt, wo feucht der Schutt im Gang verwittert.

In stiller Dämmerung.

Hier unter hohen Zweigen,
im stillen Dämmerschein,
lass dieses tiefe Schweigen
in unsre Liebe ein.

Lass hier die Lust verschäumen,
lass schweigen Seele und Sinn,
in müder Schwermut träumen
Kiefer und Gaisblatt hin.

Musst halb die Augen schliessen
und falte die Hände du,
und lass kein Wünschen spriessen
in deines Herzens Ruh.

Fühlst du dies weiche Säuseln
umschmeicheln dich und mich?
Zu deinen Füssen kräuseln
die rötlichen Wiesen sich.

Wenn erst des Abends Schlummer
durch die schwarzen Eichen dringt
erwacht unser klagender Kummer,
die Nachtigall und singt.

Wehmütige Zwiesprache.

Der alte Park liegt hell in Flimmerpracht;
Zwei Schatten irren durch die Winternacht.

Erloschnen Auges, ach, ihr Mund verdorrte,
tauschen sie wehmutsbange Flüsterworte.

Der einsam alte Garten liegt verschneit;
Zwei Schatten rufen die Vergangenheit.

„Du! unsre Flammen schlugen heiss empor!“
— „Lass ruhn und poche nicht an Grabes Thor!“

„Mein Name schon war einst dein süsses Leid!
Im Traum kam ich zu dir!“ — „Wie liegt das heut so weit!“

„Verblich der Glanz aus unsren goldnen Tagen?
Erloschen unsre Küsse?“ — „Wer kann Antwort sagen?!“

„Du! blau und klar stand unser Himmel offen!“
„— Gewitterhimmel nahm uns alles Hoffen ...“

So irrten sie durchs überreifte Land,
wo nur die Nacht ihr leises Wort verstand.

An den Morgenstern.

Musst mir noch dein Licht bewahren,
Morgenstern, auf bleicher Bahn . .
Wachtelscharen
rufen, rufen im Thymian.

Dass dich noch der Dichter schaue
dich sein Aug voll Liebe lohn . . .
Hoch ins Blaue
steigt die klingende Lerche schon

Blick herab, eh Frührotschimmern
füllt den weiten Himmel ganz . .
oh wie flimmern
reife Felder in frohem Glanz.

Mein Gedenken lenk aufs neue
fernhin durch des Himmels Blau . .
Auf dem Heue
leuchtet glitzernder Morgentau.

Dass ich wie ein Traum verweile
süss in meines Liebchens Ruh —
Eile! Eile!
denn schon sieht die Sonne zu!

Helle Nacht.

Weich küsst die Zweige
der weisse Mond.
Ein Flüstern wohnt
im Laub, als neige
als schweige sich der Hain zur Ruh:
Geliebte du.

Der Weiher ruht, und
die Weide schimmert.
Ihr Schatten flimmert
in seiner Flut, und
der Wind weint in den Bäumen:
wir träumen — träumen.

Die Weiten leuchten
Beruhigung.
Die Niederung
hebt bleich den feuchten
Schleier hin zum Himmelssaum.
O hin — o Traum —

Sehnsucht.

Das Heim, den schmalen Schein des Lampenlichtes
drinnen,
den Finger an die Schläfe zu träumereichen Sinnen,
in den geliebten Blick die Augen ganz versenkt,
die Bücher zu, den Thee heissdampfend eingeschenkt;
das köstliche Gefühl: der Abend geht zur Rüste;
die selige Müdigkeit, das göttliche Gelüste,
auf bräutlich Dunkel, ach, und auf die süsse Nacht,
all das verfolgt mein Traum mit rührend steter Macht
durch öde Wartefrist, rastlos, ununterbrochen
Monde der Ungeduld und wuterfüllte Wochen.

Und es wird kommen ein Sommertag . . .

Und es wird kommen ein Sommertag,
und die Sonne wird glühn, denn sie teilt meine Freude,
wie sie dich im Prunke von Atlas und Seide,
du Liebe, du Gute, verschönen mag.

Des Himmels blauschimmerndes Riesenzelt
wird prächtig erschauernd über uns schweben,
wir werden mit bleichen Stirnen erbeben
vor Glück und Erwartung der bräutlichen Welt.

Und wenn dann der duftige Abend erscheint
und die schmeichelnde Luft umspielt deinen Schleier,
dann halten die Sterne stillsegnende Feier
über zwei Menschen, die selig vereint.

Klagen im Wind.

Ein schmachtendes heisses Begehren,
ein süsses müdes Gewähren
bebt hin im schauernden Wald;
leis zittern des Windes Geigen,
wie wenn in den grauen Zweigen
ein schüchternes Singen verhallt.

Wie irrendes Stimmenkräuseln
so lallt es und surrt mit Säuseln
und gleicht dem zarten Lied,
das die wehenden Gräser singen,
wie wenn dem Bache das Klingen
der schlürfenden Kiesel entflieht.

Die Seele, die seufzend schwebte
und in müden Klagen bebte,
muss wohl die unsere sein?
die meine, sag, und die deine,
die so mit leisem Geweine
wehklagt in den Abend hinein ...

Regen.

Es weint in meinem Herzen,
wie auf die Stadt es regnet;
was will dies kalte Schmerzen
in meinem Herzen?

Wie kühl des Regens Lied
auf Dächer fällt und Strasse!
Für Herzen wund und müd
so gutes Lied!

Es weint ohn allen Grund
in diesem kalten Herzen.
Und ohne allen Grund
ist es so wund.

Das sind die schwersten Schmerzen,
wenn man nicht weiss, warum;
nicht Liebe, nicht Hass im Herzen,
nur Schmerzen . . .

Sieh, uns beugt der Schmerz ...

Sieh, uns beugt der Schmerz, wenn wir nicht Nachsicht üben.
So nur steigen wir aus trauervollem Gestern
hin zu lautrem Glück, und will es sich dann trüben,
weinen beide wir, zwei hingegebene Schwestern.

Lass erlöst uns sein von irdischem Begehren,
zärtlich knabenhaft in Reinheit uns erkennen,
unsre Seelen ganz von dem Vergangnen kehren,
nicht in dumpfer Glut uns Mann und Weib mehr nennen.

Lass uns Kinder sein, der Mädchen Träume suchen,
die da staunend gehn, von allem hingerissen,
blass und schlank, verdeckt vom Schatten keuscher Buchen,
und doch selber nichts von ihrer Unschuld wissen.

Es küsst ...

Es küsst die schmale Hand die weissen Tasten
und rosig grau das Abenddämmern glimmt,
indes ein schwaches Lied mit zagem Hasten
wie leise Schwingen, ältlich, feingestimmt
sich langsam hebt und im Gemach verschwimmt,
drin ihres Leibes süsse Düfte lasten.

Was soll der Weise sanftes Schlafgebet,
was sucht ihr, Klänge, die mich überkamen,
die ihr mit kleinen Kinderhänden fleht?
Was wolltest du, Gereim, das bald verweht
und mählich stirbt, wo eines Fensters Rahmen
nach jenem kleinen Gärtchen offensteht?

Zwiespalt.

Meine Seele ist traurig, ich kann sie nicht stillen,
ist traurig um eines Weibes Willen.

Was alles ich that, kein Trost verfing,
obwohl mein Herz längst von ihr ging —

obwohl meine Seele und all mein Verlangen
von dieser Frau weit fort gegangen —

Was alles ich that, kein Trost verfing,
obwohl mein Herz längst von ihr ging.

Und mein Herz mit seinem empfindsamen Beben
fragt meine Seele: Sag! kann es das geben?

Kann solche Trennung denn wirklich sein,
so trotzig und doch so traurig sein?

Und drauf die Seele zu meinem Herzen:
Weiss ich selbst denn, wozu diese heftigen Schmerzen,

so nah sich zu fühlen und doch getrennt,
von einander gerissen, wo das Herz doch so brennt?

Winter.

So öde das Land,
es endet nimmer;
das Schneegeflimmer
schimmert wie Sand.

Der kupferne Himmel
giebt keinen Glanz,
der Mond tanzt am Himmel
den Totentanz.

Wie Wolkengespinste
schwanken im Grauen
die Eichen, es brauen
die Nebeldünste.

Der kupferne Himmel
giebt keinen Glanz,
der Mond tanzt am Himmel
den Totentanz.

Ihr gierigen Krähen
ihr Wölfe, ihr lungernden
was that euch der hungernden
Winde Wehen?

So öde das Land
es endet nimmer;
das Schneegeflimmer
schimmert wie Sand.

Charleroi.

Im schwarzen Gras
Kobolde gehn.
Im Windeswehn
schwer weint etwas.

Sag, was man spürt!
Der Hafer saust.
Den Wandrer graust
vom Strauch berührt.

Löcher der Not,
nicht Häuser mehr,
weit, weit umher
lohn Essen rot.

Was spürst du da?
Dumpf donnert an
die Eisenbahn:
Ist's Charleroi?

Widriger Duft,
was ist das nur?
Wie Rasseln fuhr
was durch die Luft

Rot überall!
Oh! Atem heiss!
Menschlicher Schweiss
Schrei von Metall!

Im schwarzen Gras
Kobolde gehn.
Im Windeswehn
schwer weint etwas . . .

Chevaux de bois. (Brüssel.)

Dreht euch Rosse auf dem Caroussell
dreht euch, Gute, hundert, tausend Mal,
dreht euch immer, dreht euch ohne Zahl
beim Hoboenlaute dreht euch schnell!

Der Gardist, die dickste Küchenspritze
kosen sich wie sonst im Dachverschlage,
denn das Wäldchen sieht an diesem Tage
lauter Paare schweben auf dem Sitze.

Dreht euch, Renner ihrer Leidenschaft,
von dem süssen Liebeslohn beschwingt,
dreht euch, ob auch frech der Lümmel gafft,
dreht euch, wenn das Piston schmetternd klingt.

Göttlich, wie das wonnesam euch schüttelt
so zu kreisen auf der dummen Scheibe,
Schädelsausen, Glück im Unterleibe,
Weh in Menge und so schön durchrüttelt.

Dreht euch, dreht euch, niemals aufgehetzt
aus der braven Munterkeit Galopp
von des Spornes Rad zu jähem Hopp,
dreht euch, wie von dürrem Heu geletzt.

Sputet euch! ihr Renner ihrer Seelen,
lockend steigt die Nacht schon aus dem Laube
zu vereinen Täuberich und Taube
fern dem Markt und der Madam Befehlen.

Dreht euch! dreht euch! goldne Sternlein schon
funkeln, aufgenäht dem Himmelssammt.
Da! Ein Pärchen drückt sich liebentflammt.
Dreht euch beim vergnügten Trommelton!

Spleen.

So rot erglühten einst die Rosen,
schwarz war der Epheu wie die Nacht.

Ach Liebste, durch dein leises Kosen
sind meine Qualen all erwacht.

Zu reich erglänzte einst des Himmels Bläue,
des Meeres Grün, der Lüfte süsser Hauch.

Nun quält mich Angst, mir bangt aufs neue,
Du, — Du verlässt mich auch!

So müde macht der Blätter Glänzen,
des Laubes Leuchten ward zur Pein,

zur Last die Felder ohne Grenzen;
Nur dich noch lieb ich, dich allein.

Mirakel.

Da kam ein stiller Reiter mit Namen Unglück her;
der stiess in mein alt Herz mir seinen dunklen Speer.

Mein alt Herz gab gar einen trüben Auswurf Blut;
der ist auf den Blumen vertrocknet in der Sonnenglut.

Mein Auge losch in Schatten, ein Schrei ging aus mir aus,
und mein alt Herz erstarb mir in einem wilden Graus.

Drauf hat der Reiter Unglück seltsamlich gerastet,
stieg vom Pferd hernieder sacht und hat mich angetastet.

Seine Handschuhhand von Eisen fuhr in meine Wunde,
indes er einen Bannspruch sprach mit seinem harten Munde.

Und als mich also eisig durchfuhr die Hand von Eisen,
ward mir ein neues Herz geboren, da will ich Gott für preisen.

Ein Herz gar jung, gar rein, gar gut, das schlug wohl sonder Fehle,
denn heller Gluten trunken genas mein Blut und Seele.

Aber schier geblendet lag ich und glaubt' es kaum;
wie Einer, dem die Herrlichkeit des Herrn erscheint im Traum.

Da stieg der stille Reiter wieder auf sein Tier,
und gab den Sporn, und jählings hob er sein schwarz
Visier
Und schrie, und jetzt noch fährt mir's durch mein Ohr
wie Stahl:
Hüt dich! so gnädig komm ich nur Ein Mal!

Nun hört des Liedes sanftes Lallen . . .

Nun hört des Liedes sanftes Lallen,
das euch umwirbt mit zagem Weinen,
wie auf den moosbegrünten Steinen
des Baches leis verschwiegnes Wallen.

Die Stimme hat euch oft gesungen,
nun muss sie euch mit Leid erfüllen,
wie eine Witwe sich verhüllen,
die doch vom Schmerze nicht bezwungen.

Und wie die Schleier faltig winken,
die in den Herbstesstürmen raunen,
lässt sie vor eures Herzens Staunen
den milden Stern der Wahrheit blinken.

Sie sagt, die einst entschwundne Stimme,
dass nur die Güte unserm Leben
das letzte Heil vermag zu geben
nach all dem Hassen, all dem Grimme.

Auch redet sie zu euch vom Ruhme,
in Demut fromm zu sein hienieden,
sie spricht vom kampflos stillen Frieden,
von goldner Hochzeit Heiligtume.

Verschmäht sie nicht, kommt ihr entgegen,
wenn sie euch bräutlich möchte laden!
O nichts ist so voll Liebessegen
als eine Seele zu begnaden.

Vielleicht muss sie schon bald von hinnen,
doch froh ist sie in Gramesschwere,
und, ach, wie schlicht ist ihre Lehre! — —
O lasset euch für sie gewinnen.

Milde Hände.

Einst liessen zwei hutsame Hände
ihr sanftes Glück auf mir ruhn . .
dann kam mein sündiges Thun
und der Frevel ohne Ende.

Und dann die rastlosen Fahrten
durch die Lande und übers Meer;
wilde Zeiten durchtobten mich schwer . .
O Glück von den Händen, den zarten! —

Wirkt ihr wieder im Traum meiner Seele?
O bin ich die Segnung noch wert?
O stillt ihr, was tief mich verzehrt,
meines Herzens ruchlose Fehle?

Belügt mich mein reines Verstehen,
dass ihr mir im Wesen verwandt,
mit ertruget, was ich empfand
bei all meinem Irregehen?

O süsse Qual, o ihr Hände
ihr heiligen seid wieder mein
Und schenkt mir euer Verzeihn
ihr Hände, ihr teueren Hände!

Mein Gott, mich suchte deiner Liebe Strahl...

Mein Gott, mich suchte deiner Liebe Strahl,
die Wunde klafft noch zitternd im Verbluten,
mein Gott, mich suchte deiner Liebe Strahl!

Mein Gott, mich schütterte die Furcht vor dir,
ein brennend Mal verkündet's donnertönig:
mein Gott, mich schütterte die Furcht vor dir!

Mein Gott, ich sah den eitlen Glanz der Welt,
ich ward erfüllt von deines Ruhmes Schimmer,
mein Gott, ich sah den eitlen Glanz der Welt!

Misch meine Glut mit deines Weines Glut
und mit dem Brot vom Tische deiner Güte,
misch meine Glut mit deines Weines Glut.

Hier nimm mein Blut, das unvergossen blieb,
mein Fleisch, unwert, dein Dulderleid zu tragen,
hier nimm mein Blut, das unvergossen blieb.

Hier meine Stirne, die in Scham erglüht,
zum Schemel deiner gnadenreichen Füsse,
hier meine Stirne, die in Scham erglüht.

Sagesse.

Hier meine schwere, arbeitfremde Hand,
zu seltner Kohlenglut und Weihrauchdüften,
hier meine schwere, arbeitfremde Hand.

Hier nimm mein Herz, das ohne Demut schlug,
damit Golgathas Dornen es umdräuen,
hier nimm mein Herz, das ohne Demut schlug.

Hier meine Sohlen, noch vom Weg umstaubt,
dass deiner Stimme Feierklang sie leite,
hier meine Sohlen, noch vom Weg umstaubt.

Hier meinen kreischend lügnerischen Mund,
auf dass er reuig Bussgebete stammle,
hier meinen kreischend lügnerischen Mund.

Hier meiner Augen unstät wirren Glanz,
dass er in frommer Thränenflut sich läut're,
hier meiner Augen unstät wirren Glanz.

O Gott, du Born der Güte und des Lichts,
welch meerestiefer Schacht ist noch mein Undank
O Gott, du Born der Güte und des Lichts!

O Gott des Schreckens und der Heiligkeit,
welch dunkler Abgrund ist mein Sündenleben,
o Gott des Schreckens und der Heiligkeit.

O Friedensgott, du lichter Segensquell,
Du meine Furcht, mein Tappen durch das Dunkel,
o Friedensgott, du lichter Segensquell.

All das ist deiner Weisheit offenbar
und dass ich weniger, denn Bettler habe,
All das ist deiner Weisheit offenbar,

doch dies mein Eigen bring ich dir als Gabe.

Zu Gott.

I.

Mein Gott hat mir gesagt:
„Sohn, man muss Mein sein! Mein!
Sieh meine durchbohrte Brust,
mein strahlend blutend Herz,
und meine wunden Füsse,
die Magdalenens Schmerz
mit Thränen wusch; und siehst
siehst die grosse Pein
meiner Arm- und Hände
durch deine Sündenschuld,
siehst das Kreuz, die Nägel,
und siehst und fühlst und glühst,
dass diese bittre Welt
des Fleisches nichts versüsst
als Mein Fleisch und mein Blut,
mein Wort und meine Huld.

War ich nicht Dein, mein Sohn,
dein bis in den Tod?
mein Bruder du im Vater,
mein Kind, mein Sohn im Geist!

Und hab ich nicht geduldet,
wie die Schrift verheisst?
Hab ich nicht geschluchzt
für deine Angst und Not?
Und war mein blutiger Schweiss nicht
der Schweiss deiner Nächte,
mein Freund, mein armer Freund du,
der gern zu mir möchte!"

II.

Und ich —: Herr, du sagtest
meine ganze Seele.
Ja! ich will zu dir, Herr,
suche und finde nicht.
Du, dessen Liebe lodert
wie aller Sonnen Licht,
ich Dein sein, Dein? ich Wurm
im Staub und voller Fehle!
Du Friedensborn, den alle
Kreatur erlechzet,
ach, einen Blick nur träufle
in meinen Gram und Wahn!
Darf ich denn wagen, Herr,
nur deiner Spur zu nahn,
ich, der auf eklen Knieen
hier vor dir kriecht und ächzet!

Sagesse.

Und dennoch such' ich dich,
taste, tappe nach dir,
dass auf mein Elend falle
nur deines Schattens Zier;
doch Du bist ohne Schatten,
du, dessen Liebe lodert,
du süsser Springquell, bitter
nur dem, dess Herz noch modert
im Rausche seiner Schmach,
du Licht, ganz Licht, dess Glut
und schwerer Kuss den trüben
Menschenaugen wehe thut!

III.

„Man muss, muss Mein sein! Ja,
ich bin, bin der Kuss
der Welten, bin der Odem,
bin dieser Mund, du lieber
Kranker, von dem du stammelst,
der glühende; und dies Fieber,
das deine Nächte schüttelt,
bin alles Ich! man muss
nur wagen, mein zu sein!
Ja, meine Liebe, die
zu Höhen lodert, wo
dein armes Ziegenseelchen

nicht hinklimmt, wird dich wie
der Adler ein Rotkehlchen
empor zu Himmeln tragen:
oh Himmeln, die — oh sieh:

sieh meine helle Nacht,
du weinend Auge du,
im Scheine meines Mondes!
sieh dieses Bett von Reinheit,
all diese Unschuld sieh,
all diese Ruh! —
Sei Mein! die zwei Worte
sind meine höchste Einheit,
denn dein allmächtiger Gott
vermag zu wollen — nein:
nur erst vermögen will er dich:
sei, sei mein!"

IV.

— Herr, Herr, zuviel! ich wag's nicht.
Ich Dein? Wer? ich und Dein?
Nein, nein, nur zagen darf ich,
doch wagen — nein! ich bebe!
ich will's nicht, ich bin unwert!
Ich Dein? du, Kelch und Rebe,
du aller Heiligen Herz,
du liebreich Brot und Wein,

du aller Gnadenwinde
ungeheure Rose,
du Eifrer Israels,
du lichter Falter, dem
nur die junge Blume
der Unschuld angenehm:
und ich soll Dein zu sein
vermögen? ich lichtlose

Schlacke, ich Frevler Dein?
Herr, bist du rasend?! Ich
Befleckter, dem die Sünde
Beruf ist, der — oh Fluch —
in allen seinen Sinnen,
Gefühl, Geschmack, Geruch,
Gehör, Gesicht, ja selbst
in seinem Rausch nicht Dich,
in seiner Reue selbst
nur das Entzücken fühlt,
mit dem der alte Adam
nach neuen Lüsten in ihm wühlt!

V.

„Drum muss man mein sein! Ich
bin's, der in dir rast,
bin der neue Adam,
der den alten frisst,

dein Hunger und dein Mannah,
und meine Liebe ist
so strömender, je näher
du der Quelle nahst.
Ein strömend Feuer ist sie,
drin all dein brünstig Blut
auf immer sich verzehrt
und wie ein Duft verdampft;
und ist die Sündflut, deren
schwangere Wut zerstampft
jedweden schlimmen Keim
und all die trübe Brut,

die Ich gesät, dass einst
mein Kreuz so heller strahle,
und dass auch du dereinst
durch ein furchtbar Mirakel
der Gnade mein sein müsstest,
entsühnt all deiner Makel —
sei mein! empor! sei Mein!
empor mit Einem Male
aus deiner Nacht zu mir,
mir, du verlassner, armer
Staub, dem nichts blieb als Ich,
dein ewiger Erbarmer!“

Sagesse.

VI.

— Herr! Herr! ich fürchte mich!
mein Herz zittert und zagt.
Ich seh, ich fühl's: man muss,
muss Dein sein. Aber wie,
wie, Gott, mein Gott, dein werden?
du Richter, dessen Knie
selbst der Gerechte kaum
anzurühren wagt!
Ja, wie? Denn sieh, es wankt
der Grund, darinnen hier
mein Herz sein Grab sich grub,
und über mich wie Glut
fühl' ich herniederstürzen
des Firmamentes Flut
und rufe: Herr, wo führt
ein Weg von dir zu mir?!

Reich mir die Hand, mein Leben,
dass dieses Fleisches Weh
und dieser kranke Geist
nur fühle deine Spur!
Denn jemals zu empfangen
und zu geniessen je
die himmlische Umarmung:
Herr, ist das möglich nur?

dein zu sein dereinst?
selig in deinem Schooss,
an deinem Herzen, Herr, zu ruhn?
selig sündelos?!

VII.

„So möglich wie gewiss.
Oh komm, oh siehe, welch
Entzücken deiner harrt!
Lass ab von deinem Harme
und deinem Trotz! komm, sinke
in meine offnen Arme
gleichwie der Glühwurm in den
erblühten Lilienkelch.
Komm und verdien es dir!
komm an mein Ohr, schütt' aus
all deine Niedrigkeit
mit deinem höchsten Mute;
sag Alles, Sohn — frei, schlicht
und ohne Stolz im Blute —
reich mir der Reue blassen
schmachtenden Blumenstrauss.

Dann tritt an meinen Tisch,
einfältiglich! da soll

ein köstlich Mahl, dem selbst
die Engel andachtvoll
nur zusehn dürfen, dich
erquicken und entsühnen;
da sollst den Wein du trinken,
den Wein des immergrünen
Weinstocks, dessen Güte
und Kraft und Süssigkeit
dein Blut befeuern werden
für die Unsterblichkeit.

*

„Dann geh und glaube fein
demütig an das Urwort
der Liebe, allwodurch ich
dein Leib und Seel ich bin!
Und kehre ja, mein Sohn,
sehr oft von neuem in
mein Haus ein, meinen Wein dort
zu kosten und den Schwur dort
zu leisten auf mein Brot,
ohn welches all dein Streben
nur ein Verrat vor mir!
Und bitte mich, wie Brauch,
mich Vater, Sohn und Geist,
und meine Mutter auch,

dass du das Lämmlein werdest,
das stumm versprützt sein Leben

dass du das Kindlein werdest,
bekleidet mit dem Linnen
der Unschuld, und dein eigen
armselig Sein und Sinnen
vergessest, um einst Mir
ein wenig gleich zu werden,
mir, der zu Zeiten des
Pilatus und Herodes,
des Petrus und des Judas
auch dir gleich ward auf Erden,
für dich am Kreuz zu sterben
eines verruchten Todes.

*

„Und um zu lohnen deinen
Eifer in diesen Pflichten,
die also süss, dass ihre
Wonnen unsäglich sind,
will ich dich schmecken lassen
schon auf Erden, Kind,
den Vorschmack meines Friedens:
meine dunkellichten
geheimen Nächte, wo
der Geist sich meinen Söhnen

aufthut und vom ew'gen
Kelch der Verheissung trinkt,
wo hoch vom heil'gen Himmel
der fromme Vollmond winkt
und aus der rosigen Finsternis
die Engelchöre tönen,

verkündend die Entrückung
empor zu Meinem Lichte,
die ew'gen Küsse meiner
Langmut und Erbarmung,
die Psalmen meines Ruhms
und ewigen Traumgesichte,
die ewige Weisheit und
die ewige Umarmung
im Taumel deiner süssen
Schmerzen, die auch mein:
die strahlende Verzückung,
Mein zu sein!"

VIII.

— Ach! Herr! wie wird mir! siehe:
weinend vor deine Füsse
stürz ich, schluchzend und jauchzend —
deine Stimme macht
mir wohl und weh! mein Auge
weint, meine Seele lacht!

und all das Weh, das Wohl
hat all die selbe Süsse!
Aus Thränen jubl' ich, Herr —
aus meinem Rausche wecken
mich Hörnerrufe, Waffen
winken auf klirrender Au,
funkelnde Schilde und drüber
Engel in Weiss und Blau,
und dieser Hörnerruf
füllt mich mit Wut und Schrecken!

Den Taumel fühl ich, fühle
das Graun der Auserwählten!
Ja, ich bin unwert, aber:
Herr, Deine Gnad ist gross!
Sieh: voll Gebet, voll Demut:
hier, sieh mich Schweissgequälten,
siehe mich Glutbeglückten —
obgleich ein namenlos
Erschauern, Herr, den Trost mir
deines Mundes schwächt,
und zitternd geht mein Athem — —

IX.

„So, altes Herz, so recht!"

Ein Hälmchen Stroh . . .

Ein Hälmchen Stroh im Stall, so strahlt der Hoffnung
Schein;
die Wespe schreckt dich, die ihr toller Flug betäubt?
Sieh, wie das Sonnenlicht durch alle Ritzen stäubt.
Den Kopf auf deinem Tisch, was schliefest du nicht ein?

Mein bleiches Seelchen nimm und trink in eisigen Zügen
dies Wasser. Dann schlaf ein. Ich bleibe ja, — nur zu! —
Und schaukle schmeichelnd dir die Träume deiner Ruh,
und singend wie ein Kind wirst du in Schlaf dich wiegen.

Der Mittag summt. Madame geht, ich bitte.
Er schläft. Wie wunderstark die leichten Frauenschritte
dem armen Sündervolk durch Hirn und Nerven rieseln.

Der Mittag summt. Durchs Zimmer liess ich Wasser
sprühn.
Schlaf nur! Die Hoffnung strahlt: im Höhlengrab ein
Kiesel. —
Wann werden die September-Rosen wieder blühn?

Lied Kaspar Hausers.

Ich kam so fromm, ein Waisenkind,
das nichts als seine stillen Augen hat,
zu den Leuten der grossen Stadt;
sie fanden mich zu blöd gesinnt.

Mit zwanzig Jahren wurd' ich klug
und fand die Frauen schön und gut;
sie nennen das die Liebesglut.
Ich war den Fraun nicht schön genug.

Ohne Vaterland und Königshaus,
und auch wohl kein sehr tapfrer Held,
wollt ich den Tod im Ehrenfeld;
der Hauptmann schickte mich nach Haus.

Kam ich zu früh, kam ich zu spät
in diese Welt? was soll ich hier!
O Gott, ihr lieben Leute ihr,
sprecht für den Kasper ein Gebet!

Ruhe.

Ein grosser schwarzer Traum
legt sich auf mein Leben;
alles wird zu Raum,
alles will entschweben.

Ich kann nichts mehr sehn,
all das Gute, Schlimme;
kann dich nicht verstehn,
o du trübe Stimme.

Eine dunkle Hand
schaukelt meinen Willen;
fernher graut ein Land,
still, im Stillen.

Im Gefängnis.

Der Himmel, drüben über dem Dach
in tiefblauem Schweigen,
ein Baum, drüben über dem Dach
mit wiegenden Zweigen.

In dem Himmel, den man sieht
klingt's wie von Glocken,
ein Vogel auf dem Baum, den man sieht
singt sein Frohlocken.

Mein Gott, mein Gott so friedlich und schön!
das dort ist Leben!
in der Stadt drüben dieses frohe Getön
und Summen und Weben.

Und du, der du hier weinst,
durchs Gitter lugend,
was hast du gemacht, sag, der du hier weinst,
mit deiner Jugend?

Sagesse.

Warum?

Wüsst ich nur, warum
mein umflorter Sinn
wie auf unruhvollen Schwingen drängt zum Meere hin!
Was ich liebgewinn
leitet scheu und stumm
meine Seele in die Flut hinaus. Warum — warum?

Eine Möwe auf verlornem Zuge
folgt die Seele fernen Wogenschlägen,
lässt von jedem Wind sich weiterfegen,
jeder Brise fügt sie sich im Zuge —
Eine Möwe auf verlornem Fluge.

Hoch im Sonnenraum
frei umherzuspähn,
lichtberauscht, das ist's, wonach all meine Sinne stehn.
Weiches Frühlingswehn
überm Wellenschaum
führt die schlaffe Seele fort in wonnesüssen Traum.

Aber manchmal schreit sie schmerzgetrieben,
dass der Seemann fern ein Unheil wittert.
Dann ein Spiel des Windes schwebt sie, zittert,
stürzt hinab, und wieder — wund, zerrieben —
taucht sie auf und schreit sie schmerzgetrieben.

Wüsst ich nur, warum
mein umflorter Sinn
wie auf Schwingen drängt zum Meere hin.
was ich liebgewinn
leitet scheu und stumm
meine Seele in die Flut hinaus. Warum? Warum?

Sonett.

Der Ton des Waldhorns wehklagt bis ins Thal,
als riefe ein verwaistes Herz darin,
und stirbt am Fuss des Hügels schmerzlich hin,
vom Windstoss aufgefangen jedes Mal.

Des Wolfes Seele weint in dieser Qual,
die sich zum Himmel hebt, wo zu Beginn
des Winters nun wie ein verträumter Sinn
die Sonne sinkt, erdabgewandt und fahl.

Damit gedämpfter klinge jenes Weh,
fällt langsam wie ein weicher Vorhang, Schnee,
dahinter matter Glanz verdämmernd liegt;

und wie ein Seufzer wird die Luft zuletzt.
so laulich hat der Abend sie benetzt,
in den ein stilles Dorf sich schläfrig schmiegt.

Pierrot.

Das ist der alte Vollmondträumer nicht,
der unsern Vätern durch die Thüre lachte.
Tot ist sein Witz, das Licht, das er uns brachte.
Heut schreckt uns sein Gespenst in bleichem Licht.

Im eisigen Wind schwankt wie ein Leichenlinnen
die weisse Bluse, wenn der Blitzstrahl schreit.
Sein Mund klafft wie zum Heulen ellenbreit,
er klagt sein Leid: die Würmer nagen drinnen.

Und wie des Nachtgevögels Flügelschlagen
schwirren die Ärmel, rufen fernehin;
doch keine Antwort lockt sein närrisch Fragen.

Wenn aus den Augen auch ihm Phosphor blitzt,
macht grauenvoller noch der Puder ihn
um seine Nase, die der Tod schon spitzt.

An einen Dichter.

Musik vor allen andern Dingen!
Das Ungezirkelte ziehe vor!
Denn nichts beschwere des Lauschers Ohr,
leicht soll der Vers in der Luft verklingen.

Auch nicht mit irgendwelchem Bedacht
darfst du die Worte der Verse wählen:
Im grauen Lichte lass sich vermählen
das Licht des Tages dem Dunkel der Nacht.

Das sind Augen umflort oder ferne,
das ist des Mittags glitzernde Luft,
ist in des herbstlichen Himmels Duft
das blaue Gewirr der hellen Sterne.

Gieb stets und ganz den Nuancen Raum, —
was soll die Farbe, die grelle, scharfe? —
Nur sie verschmelzen Geige mit Harfe
und Flöte mit Horn und Traum mit Traum.

Argen Esprit und mörd'rische Spitzen
und dummes Lachen vermeide ganz,
— dem Himmelsauge trübt es den Glanz —
und all den Knoblauch von Küchenwitzen.

Der „schönen“ Sprache brich das Genick
und auch dem Reim begegne kräftig!
Bis in den Himmel allzugeschäftig
führt er dich sonst wohl im Augenblick.

Von diesem Reime — was soll ich sagen?
Ein toller Neger, ein taubes Kind,
sie haben dies Pfennigsangebind
uns wohl geschmiedet in alten Tagen.

Es sei dein Lied einer Seele Sang,
die selig flieht aus dem Weltgetriebe
zu andern Himmeln, zu andrer Liebe,
Musik, Musik in jeglichem Klang!

Dein Lied, es wehe über die Nester,
versteckt in Minze und Thymian,
im Morgenwind, auf luftiger Bahn ...
Der Rest ist Litteratur, mein Bester!

Sommer.

Der Sommer dehnt sich durch des Himmels weisse Glut,
ein Schattenkönig, der ein Urteil sieht vollstrecken.
Despotisch siehst du ihn die fahlen Arme recken,
der müde Landmann schläft und jede Arbeit ruht.

Die Lerche sang heut nicht, sie blieb bei ihrer Brut.
Nicht eine Wolke will ein wenig Blau verdecken,
und nicht ein Windhauch will ein leises Säuseln wecken.
Die Stille lastet schwer auf Wiese, Hain und Flut.

In dieser starren Ruh verstummten selbst die Grillen,
die Bäche fliessen nur in schmalen, seichten Rillen,
ihr Kieselbett ist leer und gelb das Ufermoos.

Im grünen Tümpel nur im Schatten jener Espen
da schwirren glitzernd noch Libellen ruhelos,
und manchmal blitzen durch die Luft schwarzgelbe Wespen.

Behutsam.

Gieb deine Hand und komm', den Atem still gesenkt,
unter den Riesenbaum. Hier stirbt im Wipfelneigen
mit Seufzerlaut der Wind in dämmergrauen Zweigen,
die blasses Mondlicht sanft und zärtlich übersprengt.

Verträumt ruht da der Blick, der nicht ans Leben denkt
in unserm Schoss. Nun lass das Glück, das einst uns eigen
und all die Liebe frei und ungehemmt entsteigen
gleich unserm Haar, um das sich Eulenschwirren drängt.

Und lass das Hoffen! Nur das düstre Sonnenscheiden
und dieses rätselschwere Schweigen lass uns beiden
in unsre herbverschloss'nen stummen Seelen ein.

Im Frieden dieser Nacht verzagt der Worte Wille,
denn wie ein Gottesfrevel muss es schreckhaft sein,
erweckt man die Natur, die finster ruht und stille.

Verfall.

Ich bin das Kaiserreich an des Verfalles Ziele,
das matt den Heereszug der blonden Völker schaut,
und das mit schmaler Hand gezierte Verse baut,
worauf die Sonne tanzt, in trägem, goldnem Stile.

Die Seele, übersatt der künstlich armen Spiele,
vernimmt von fernem Kampf und gellem Siegeslaut,
und sehnt mit schwachem Wunsch, der selber sich
misstraut,
dass endlich in ihr Sein des Lebens Stimme fiele!

O dass er niemals kommt, der halb erbetne Tod!
Der Kelch ist leer! Bathyll, verlerntest du das Lachen?
Ah, so als müder Gast bei ödem Mahl zu wachen!

Nur noch ein fad Gedicht, das schnell im Herd verloht,
nur eines Sklaven bald verziehne Liebeslaunen
und unabwendbar stets der langen Weile Raunen!

Ein Witwer spricht.

Ich seh ein Bild auf weitem Meer.
Auf welchem Meer? Dem meiner Thränen.
Meine Augen feucht vom Wind und schwer
in dieser Nacht voll Sturm und Stöhnen
sind wie zwei Sterne überm Meer.

Ein noch ganz junges Weib im Boote
mit ihrem Knaben, der schon gross:
von jähem Untergang Bedrohte
treiben sie mast- und steuerlos,
ein junger Knabe, ein Weib im Boote.

In voller Fahrt durch den Orkan!
Ans Mütterlein drängt sich der Knabe.
Ihr Herz fühlt die Verzweiflung nahn,
Hoffnung ist ihre ganze Habe
gepeitscht vom brausenden Orkan.

O hoffet nur auf Gott, ihr Armen!
glaub' nur an unsern Vater, Kind!
Mein Herz verheisst euch sein Erbarmen
zum Säuseln wird der harte Wind,
wenn er es will und fügt, ihr Armen.

Friede dem Bilde auf dem Meer,
auf diesem Meere heisser Thränen!
Meine frohen Augen vom Himmel her
— die Nacht verlor ihr Sturmesstöhnen —
zwei Engel sind sie überm Meer.

Wahrlich, ich bin von Leid zerfetzt.

Wahrlich, ich bin von Leid zerfetzt,
vertrieben, wie ein Wolf gehetzt,
der matt ward von dem wilden Jagen,
aus Schutz und Ruhe aufgestört,
ein flüchtig Tier, in das empört
die Meuten ihre Zähne schlagen.

Der Hass, der Neid, das Geld: wie gut
sie hetzen können! wie voll Wut
die Spürhunde mich scharf umlauern!
Das währt schon Monde, Jahre lang;
mein Mittagbrot verzehr ich bang,
mein Abendbrot mit Schreck und Schauern.

Doch in der Heimat rauhem Tann
da fällt mich noch ein Hetzhund an:
der Tod — die Bestie mich Elenden,
der schon halb tot! Der Tod zerreisst
mit seiner Tatze mich und beisst
ins Herz und will den Kampf nicht enden.

Ich schleppe blutend mich zum Bach,
mein Herz folgt seinem Brausen nach,
doch schon umhöhnt mich's wie Geläster. —
O lasst mich doch nur sterben hier
ihr Wölfe, meine Brüder ihr,
vom Weib verwüstet, meiner Schwester.

Allegorie.

Von gelber Höhe sieht ein Tempelbau
sein Bild im Stromesspiegel und erschauert:
Ein König, der des Throns enthoben, trauert;
der Zeiten Sturm umtoste ihn einst rauh.

Verschlafen dehnt sich die Najadenfrau,
ins Erlenstrauchwerk lässig hingekauert,
und neckt den Faun, der äugelnd sie belauert,
mit Weidengerten, schmiegsam, schlank und grau. —

Alltäglich Sinnbild, das mich stets erschüttert,
schuf dich ein Schöpfer, dessen Herz verbittert,
seit er den dunklen Sinn der Welt erfasst?

Tapetenmuster, schal wie die Coulissen
im Opernhaus, verwaschen und verblasst —
mein Lebensbild zeigst du mir scharf umrissen.

Freundinnen.

1.

Auf dem Balkon.

Sie sahen beid den Schwalben nach, den schnellen:
die eine blass, schwarzhaarig, blond und rosig
die andre; es umwogten leicht und kosig
sie Spitzenschleier, zart, wie Wolken schwellen.

Und mit dem Schmachten müder Asphodelen
labten sich beide, während weich und glosig
der Vollmond stieg, indes die Nacht ambrosig
aufatmete, am Glück der treuen Seelen.

So träumten ihre biegsamen Gestalten,
— wie thöricht ihnen andre Pärchen galten! —
ein wunderliches Paar, innig umschlungen.

Und hinten im Gemach, dem hochzeitlichen,
stand, wie ein stolzer Thron, in Dämmerungen
das Bett, zerwühlt und voll von Wohlgerüchen.

2.
Pensionärinnen.

Sie waren Kinder noch, von fünfzehn Jahren
und sechzehn, die im selben Zimmer schliefen:
zart, rosig, in den Augen blaue Tiefen,
am schwülen Abend, dem septemberklaren.

Den feinen abgestreiften Hemdenpaaren
entstieg ein Duft . . . Der Jüngsten Glieder riefen
der Schwester Sehnsucht wach aus dunklen Tiefen;
die küsste sie mit innigstem Gebahren.

Dann kniete sie, die Hände auf den Brüsten,
wild, ungestüm, und ihre Lippen küssten
tief in das blonde Goldhaar, süss umdämmert —

indes das Kind mit seinen Fingern lose
tändelnd vertraute Walzerklänge hämmert,
voll Unschuld lächelnd, eine junge Rose.

3.

Per amica silentia.

Die langen weissen Musselingardinen,
die in dem Schein des Nachtlämpchens, dem bleichen,
wie ein Opalgewog zu fliessen schienen
auf Schattengrund, geheimnisvollem, weichen —

am grossen Bette dort von Adelinen,
die hörten, Kläre, deiner süssen reichen
Stimme Gelach und ihr als Antwort dienen
heiss eine andre Stimme ohnegleichen.

„Liebe! nur Liebe!“ seufzten sie verschlungen . . .
O Kläre, Adeline, eure Seelen
durften dem Himmel opfernd sich vermählen.

Liebt euch! ihr Lieben, vom Geschick gezwungen.
Denn auch ihr müsst in diesen schlimmen Tagen
das goldne Mal der Ausgeschlossnen tragen.

4.

Frühling.

Die junge Frau im roten Haar, das lose
herabfällt, redet zu dem blonden jungen
Mädchen mit klug verführerischen Zungen,
und ihre Stimme bebt im Wortgekose.

„Steigender Saft du, hold erblühnde Rose,
dein Wuchs ist wie ein Buchenleib geschwungen.
Lass meine Finger irren in dem Moose,
wo zart die frische Knospe aufgesprungen.

Oh lass mich trinken unterm keuschen Grase
die Tropfen reinen Taus, der sie befeuchtet,
in dessen Glanz die zarte Blüte leuchtet —

damit dir, Liebste, selige Ekstase
die reine Stirn erleuchte und erfreue
wie Morgenrot die matte Himmelsbläue."

5.

Sommer.

Darauf das Kind, ohnmächtig hingegeben
der sinnlichen Liebkosung ihrer trunken
stöhnenden Freundin, wollüstig versunken:
„Ach, ich vergehe, mein geliebtes Leben!

Ach, ich vergehe! ... Das entflammte Beben
von deiner Brust ist schwer auf mich gesunken,
du Stürmische; dein heisses Fleisch macht trunken,
das Wohlgerüche süss und stark umschweben.

Es hat dein Fleisch den Reiz, den dunklen, matten
der sommerlichen Reifen, die bethören
mit ihrem Ambraduft und ihrem Schatten.

Und deine Stimme tobt in Sturmeschören;
dein wildes rotes Haar zerfliesst und blutet
hin in die Nacht, die langsam uns umflutet."

6.

Sappho.

Im Wahn, die Augen hohl, mit starren Brüsten,
eilt Sappho, von der Sehnsucht angefressen,
wie eine Wölfin hin an kalten Küsten.

Sie denkt an Phaon, hat den heilgen Brauch vergessen,
sie sieht verschmäht, verachtet ihre Thränen
und rauft mit Fäusten ihre vollen Strähnen.

Dann ruft sie wach, krank von Gewissensbissen,
die Zeit des reinen Ruhmes ihrer Lieder
der holden Liebe, von der immer wieder
im Schlafe Jungfraun selig träumen müssen.

Sie schliesst die Augen, machtlos hingerissen,
und springt ins Meer, ihr Schicksal zieht sie nieder,
indes die blasse Mondgöttin hernieder,
die Schwestern rächend, strahlt aus Finsternissen.

In nächtlicher Einzelhaft.

Deine Augen, dein fahles Haar,
deiner Brauen geschwungenes Paar,
deines Mundes blasse Blume,
dein Leib so schlank und doch voll Kraft,
du Sündenbild im Heiligtume,
dir huldigt all meine Leidenschaft.

Wahrlich! sie huldigt dir jederzeit.
Jeden Abend die Trunkenheit!
Oh meine liebe Kastanienbraune,
die stolz zu meinem Bette kommt
mit straffer Brust, hochmütiger Laune,
wissend, wie all mein Thun ihr frommt.

Wie drängen sich unter dem Hemde die Brüste!
Für das versprochene Fest der Lüste
hieltest du alle Begierden wach,
bist glücklich, wenn meine Lippen flammen,
meine Hand, mein Alles, ein Sündenbach,
den nur ein Schwächling mag verdammen.

Kennst meine Küsse kosend und warm,
in die Augenwinkel, auf Schulter und Arm,
Auf die Achselgrube, die Spitze der Brüste.
Du weisst, wie ich niederkniete und wild
vor dem feurigen Busche der Weiber büsste,
vernarrt und immer doch ungestillt.

Du bist hochmütig, da du doch weisst,
wie brünstig mein Fleisch dich an sich reisst
und dein Fleisch foltert in seligem Krampfe —
bis zum Sterben — oh welch ein Tod!
wenn sie erwacht zu neuem Kampfe,
um neu zu ersterben — und flutet und loht.

Ja meine stolze Unfassbare,
ob auch dein Hochmut über mich fahre,
du hast mich besiegt, ich bin dein, ich bin dein . .
Du hebst und schaukelst mich wie eine Woge
in die tollste gottlose Lust hinein,
du Unfassbare, du seltsame Woge!

Asperges me.

Der ich ein Ysop nur in Gottes Hand
Gottes des Herrn, der Gnade mir gegeben,
ich könnte, wäre rein vor ihm mein Streben,
entsühnen jeden Wandrer, den ich fand.

Ich könnte, — betete ich wie arme Leute,
die frei von aller Sehnsucht, allem Weh, —
den Nächsten reiner waschen als den Schnee,
sowie im Notfall taufen kann ein Heide.

Hab Mitleid, Herr, mit mir, der du dich mild
von je gezeigt in jedem deiner Werke,
für harte Proben stähl mein Herz mit Stärke,
das glühnder Eifer für dein Haus erfüllt.

Lass mir gedeihn, was ich zu höchst begehre
und dafür, wie der Ritus es gebeut,
Ruhm der Dreieinigkeit in Ewigkeit
und Gott im Himmel Ruhm und Ehre,

Gottvater, bei dem alle Schöpfung ruht,
Gottsohn, der Richter, Rettung, Heil und Leben
Gott heiligem Geist, der uns das Licht gegeben,
— wie leuchtend Wasser glüht mein heisses Blut, . .

der ich ein Ysop nur in Gottes Hand . . .

Heilige drei Könige.

Weihrauch, Myrrhen, Gold gefällt
minder Ihm, als ihn entzücken
niedre Gaben, dargestellt
den verehrungswürdigen Blicken,
der Gelübden lieber lacht,
die man fromm und schlicht gemacht.

Der drei Magierfürsten Reise
war gewiss genehm dem Herrn,
er empfängt diese Beweise
tiefster Ehrerbietung gern;
aber doch ist ein bekehrter
reuiger Sünder ihm viel werter.

In dem Wettstreit unter allen
Huldigungen jederzeit
wird dem Herrn zumeist gefallen
die von Armen ihm geweiht,
denen er von besserer Art
dafür auch ein Reich bewahrt.

Engel und Erzengel, deren
Ruf die Hirten nachts vernommen
— Ruf der Hoffnung, Ruf der Ehren
unverzagter Menschen — kommen
lichtverklärt und unverhüllt
vor dem Stern an im Gefild . . .

Reiche, Arme wollen wir
uns vor deiner Allmacht beugen
bang vor Eifersucht nach dir:
Du erkennst ja, Herr, dein Eigen
kennst die Deinen aus der Zahl
Reiche, Arme, Christen all.

Heut Nacht im Traum ...

Heut Nacht im Traume, da sah ich dich:
du dehntest dich in tausendfachen
Stellungen und enthülltest Sachen ...

Wie eine Frucht genoss ich dich
und küsste dich mit vollem Munde
auf alles, Berg und Thal und Runde.

Ich war von einer Gelenkigkeit!
Gelenkig wirklich sondergleichen:
Gott, welches Atmen, welches Keuchen!

Und du, Geliebte, deinerseits,
welch Keuchen, Atmen, welche schnelle
Gewandtheit, ähnlich der Gazelle!

Am Morgen war's in deinen Armen,
nur viel lebendiger und viel
vollkommener dasselbe Spiel.

Einst war ich gläubig.

Einst war ich gläubig, nun bin ich's nicht mehr
(Ich gab mich wieder ganz dem Weibe hin),
doch meine Seele sehnt sich heimlich sehr
zum Glauben, dem ich abgefallen bin.

Ich gab mich wieder ganz dem Weibe hin!

Ich hatte heim zum Kindheitsgott gefunden
(Und heute bete ich nur dich mehr an),
dem Sünder war in reinen Gnadenstunden
der Himmelshoffnung Güte aufgethan

Doch heute bete ich nur dich mehr an!

Durch falschen Schein, mir alles gern zu geben
ward wieder, ehe ich es noch gewahr
das Weib durch dich der Herrscher für mein Leben,
ein Herr allmächtig, doch des Mitleids bar . . .

Oh reiche Zeit, da ich noch gläubig war!

Inhaltsverzeichnis.

Von diesem Buche ist eine Luxus-Ausgabe von 10 Exemplaren auf japanischem Büttenpapier hergestellt worden. Die Exemplare sind nummeriert und vom Herausgeber signiert und können zu dem Preise von à **Mark 10.**— nur durch den Verlag bezogen werden. o o o o

Die in diesem Bande enthaltenen Übertragungen sind im Einverständnisse mit den Autoren entnommen:

Richard Dehmel:	Weib und Welt, Aber die Liebe, Erlösungen } Schuster & Loeffler sowie Manuskript.
Franz Evers:	Erntelieder, Kreisende Ringe sowie Manuskript.
Cäsar Flaischlen:	Von Alltag u. Sonne, F. Fontane & Co.
Max Fleischer:	Manuskript.
Otto Hauser:	Gedichte v. Paul Verlaine, Concordia sowie Manuskript.
Karl Henckell:	Ausgewähle Gedichte, Neues Leben } Karl Henckell & Co.
Karl Klammer:	Manuskript.
Fritz Koegel:	Manuskript.
Sigmar Mehring:	Die französische Lyrik des XIX. Jahrhunderts, Baumert & Ruuge.
Hedwig Lachmann:	Im Bilde, Schuster & Loeffler.
Richard Schaukal:	Verse, E. M. Rohrer. Buch der Tage und Träume, H. Seemann Nchf.
Johannes Schlaf:	Helldunkel, J. C. C. Bruns.
Paul Wiegler:	Baudelaire und Verlaine, B. Behr's Verlag (W. Bloch) sowie Manuskript.
Stefan Zweig:	Manuskript.

Von Stefan Zweig erschien in unserem Verlage:

Silberne Saiten. Gedichte. Mit Buchschmuck von Hugo Steiner. 2 Mk.

Auszug aus den Besprechungen der hervorragendsten Zeitschriften:

Frankfurter Zeitung: Viel tiefes Erlauschen, Feingefühl und innere Musik, viel künstlerischen Ernst und eigene Physiognomie zeigt Stephan Zweig in seinem Erstling S. S. . . . Seine Art hat ein Stilles, Verhaltenes, Verträumtes Zages und Feines. Er hat nicht die vollen satten Töne, er hat die zarten und weichen Schwingungen, das stille Beben einer Seele, die vom Leisesten berührt wird.

Norddeutsche Allgemeine Zeitung: Wir haben selten ein Erstlingswerk in Händen gehabt, das sich rühmen könnte, so frei von Fehlern zu sein, an denen man gewöhnlich den Anfänger zu erkennen glaubt. Es ist gar nichts Ungeklärtes, Unausgeglichenes in diesen Versen, die bei alledem sich keineswegs in ausgetretenen Gleisen bewegen, sondern das Eigenste, Beste des Dichters zeigen.

Neue Freie Presse (Wien) . . . Alles Schroffe und Scharfe stösst ihn ab. Er liebt die weichen verschwimmenden Formen, die milden blassen Farben, nicht grelles Gold, sondern mattes, mild leuchtendes Silber. Auf „silbernen Saiten“ erblühen alle seine Lieder. Sie sind wie seine Sehnsucht weich und müd und was sie besonders wertvoll macht, ist ihre weiche gedämpfte Musik.

Prager Tagblatt. Stefan Zweig ist ein lyrischer Landschaftsmaler, dessen Weisen reine Schönheit atmen und im Schimmer sacht abgetönter Farben leuchten. Eine stille Trauer liegt in seinen dunklen Liedern, der Mondglanz einer Frühlingsnacht zittert darin und manchmal klingt es wie das Brausen schwarzer Tannenforste. Er träumt vom Leben, das er nur ahnt und dennoch liebt mit seinem jungen Künstlerherzen und daran glaubt, wie man an die Sterne glaubt und an die ewige Schönheit.

Die Zeit. Es geht ein Zauber von diesen Erstlingsgedichten eines zwanzigjährigen Jünglings aus. Eine verträumte Sehnsucht liegt über ihnen gebreitet, ein zartes Empfinden verklärt auch das leidenschaftliche Begehren der Sinne. Die Leidenschaft, die das ganze Sein des Menschen brutal, doch grossartig mit sich reisst, stürmt durch Stephan Zweigs Lyrik nicht. Zweig ist eine zu feine Natur, seine Seele so zart besaitet, dass die leisesten Empfindungstöne in ihr anklingen. Sie spiegelt sich in der Natur, lauscht ihr die intimsten Regungen ab, sie zu Stimmungsbildern zu verdichten, von denen einzelne beinahe die Grösse Storms atmen ... Am höchsten steht Stefan Zweig, wo er sich ganz schlicht giebt und sich auf Verwendung eines treffenden Bildes beschränkt; dann erzielt er Wirkungen, wie sie von unsern schönsten Volksliedern unvergänglich ausgehen.

Litterarisches Echo: ... Er singt, nicht in den einfachen Formen des Volksliedes, aber auch nicht im gesuchten Ton mancher moderner Lyriker; wechselnd je nach dem Motiv, mannigfaltig und charakteristisch sind seine Melodieen und schmeicheln sich ein ... Die Motive, die sich ihm aufgedrängt haben, verwandelt er in lyrische

Gedichte und erbringt dadurch den Beweis, dass er ein Dichter sei. Man darf begierig sein, wie er sich weiterhin entwickeln werde.

Magazin für Litteratur: Die „Silbernen Saiten“ des Jung-Wieners Stefan Zweig sind das Produkt einer zarten vornehm schmuckvollen Kleinkunst. Ein sehnsüchtiger, weltverlorener Träumer sucht dem Leser seine heimlichsten feinsten Sensationen zu suggerieren. Immer wieder vergräbt er sich in die stille Dämmerpracht des Abends und der Mondscheinnacht. Alles bei ihm ist Seele, Stimmung, Klang.

Revue franco-allemande: Eine stille weihevolle Schönheit ist über den Weisen dieses Jung-Wiener Poeten ausgegossen, eine Abgeklärtheit, wie man sie nur selten bei Erstlingswerken findet. Man muss dieses Gedichtbuch in stiller einsamer Feierstunde lesen, wenn der Lärm des Tages nur ganz aus der Ferne schwach herüberdringt. Zweig besitzt eine virtuose Verstechnik, jedes einzelne Gedicht giebt uns von neuem Gelegenheit, eine Feinheit seiner Sprache zu geniessen, die von unendlichem Wohlklang und Bilderreichtum ist.

Herrosé & Ziemsen, Wittenberg.